

Kirche in Betlehem bot: z.B. Blandelin- und Columba-Altar des Rogier van der Weyden (Berlin, Gem. Gal. Dahlem und München, Alte Pinakothek).

Lit.: B. Degering, Des Priesters Wernher »Drei lied von der Magd«, 1925. — J. B. Knipping, Hoe Kerstlegenden kwamen en gingen, 1942, Abb. 26. — F. J. Sánchez Cantón, Nacimiento e Infancia de Cristo, 1948. — E. Benz, Die hl. H. in der Ostkirche, In: *Erjb* 22 (1953) 365–432. — K. Onasch, Das Weihnachtsbild im orthodoxen Kirchenjahr, 1958, 175–192. — A. Löhr, Geburt in der H., 1959. — G. v. d. Osten, Der Blick in die Geburts-H., In: *Kölner Domblatt* 23/24 (1964) 341–358; 26/27 (1967) 111–114. — RBK II 652. — Schiller I 73f. — LCI II 95–114. — H. Egger, Weihnachtsbilder im Wandel der Zeit, 1978, 30ff.; 50ff. — P. Planck, Die Weihnachtsikone in der byz. Orthodoxie, In: *Der christliche Osten* 33 (1978) 153–158. — M. Gervers, The Iconography of the Cave, In: *Mysteria Mithrae*, 1979. — Ch. Schaffer, Gott der Herr — Er ist uns erschienen, 1982, 21ff. F. Tschochner

Hölderlin, Friedrich, * 20.3.1770 in Lauffen am Neckar, † 7.6.1843 in Tübingen, dt. Dichter. Von den pietistischen Verhältnissen her, aus denen H. hervorging, läßt sich gewiß teilweise die tiefe Religiosität erklären, von der seine Dichtung geprägt ist. H. studiert ev. Theol. im Tübinger Stift (1788–1793), wo er die Freundschaft von Hegel und Schelling findet. Doch verzichtet er auf eine Tätigkeit als Pfarrer und schlägt sich eher schlecht als recht als Präzeptor durch bis zu seinem psychischen Zusammenbruch 1803. Sein Dichten aber wird ihm zunehmend zur rel. Aufgabe: der Dichter ist für H. Kunder des Höheren in einer Zeit, die sich durch Gottferne kennzeichne. Dem Menschen bleibe da nur die Möglichkeit der gläubigen Hingabe an die »Seele der Natur«. Als Emanation des Göttlichen sieht H. das Schöne an, das für ihn nach und nach Diotima, in H.s Gedichten und seinem Roman »Hyperion oder der Eremit in Griechenland« (Tübingen 1797–1799) die poetische Überhöhung der von ihm geliebten Susette Gontard, der Mutter eines seiner Zöglinge, verkörpert.

H. kleidet seine dichterischen Aussagen hauptsächlich in Bilder und Symbole, die er der antiken Mythologie entnimmt. Christl. Symbolik ist seltener. Sie ist vor allem anzutreffen in den dichterischen Versuchen der frühen Jahre, in denen der Klopstock-Einfluß unüberhörbar ist, und in den reifen hymnischen Gedichten der letzten Jahre vor der geistigen Umnachtung. In diesen späten Dichtungen erscheint Christus als der jüngere Bruder antiker Gottheiten, dessen Tod die Zeit der Gottferne einleitet (vgl. »Brot und Wein«, »Friedensfeier«, »Patmos«). **W** spielt bei H. eine Rolle in eben diesem Zusammenhang. Nur einmal beschäftigt er sich ausführlicher mit ihr, und zwar in dem hymnischen Entwurf »An die Madonna«, der etwa 1801 entstanden sein muß. Die GM erscheint hier als »die allvergessende Liebe«, als »Königin« und Beschützerin alles Lebendigen, die in der Zeit der Gottferne die Himmlischen auf Erden vertritt. Als solche tröstet sie den Dichter in seiner Sorge um die Menschen und macht

seine Aufgabe als Kunder des Göttlichen fast überflüssig. Die spezifische Funktion der GM ergibt sich für H. primär aus **W**s Beziehung zu ihrem göttlichen Sohn: das lyrische Ich in »An die Madonna« nennt beide nicht nur immer wieder in einem Atem (»Viel hab' ich dein/ Und meines Sohnes wegen/ Gelitten, o Madonna,/ Seit ich gehöret von ihm/ In süßer Jugend; ...«), es läßt **W** sich auch ausdrücklich dem Sohn unterordnen (»Denn lieb ist dirs, von je,/ Wenn größer die Söhne sind,/ Denn ihre Mutter«). **W** mag in H.s Werk nur am Rande erscheinen, der Stellenwert, der ihr zugebilligt wird, rückt sie in die Nähe der zentralen Diotima-Gestalt.

WW: Sämtliche Werke, hrsg. von F. Beißner u.a., 8 Bde., 1943–85. — Sämtliche Werke, Hist.-krit. Ausgabe, hrsg. von D. E. Sattler, 1975 ff.

Lit.: Internat. H.-Bibliographie, hrsg. vom H.-Archiv der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, bearb. von M. Kohler, 1985. — B. Böschstein, F.H., In: B. v. Wiese (Hrsg.), Dt. Dichter des 18. Jh.s. Ihr Leben und Werk, 1977, 995–1029. — S. Wackwitz, F.H., 1985. — RGG III 394–400.

G. van Gemert

Hölzel, Adolf, * 13.5.1853 in Olmütz (Mähren), † 17.5.1934 in Stuttgart, Sohn eines passionierten Buch-, Kunst- und Musikalienhändlers. Nach seiner Ausbildung als Schriftsetzer in Gotha besuchte er die Akademie in Wien (1872 und 1874 bis 1876) und München (ab 1876 bis 1881/82), sowie die »Münchner Künstlergenossenschaft«, wo er zunächst hauptsächlich von dem genrehaften Realismus der Diez-Schule geprägt wurde. Schon bald aber zeigte er sich zu didaktischen Erwägungen befähigt und entwickelte sich immer mehr vom Nehmenden zum Gebenden. Es war nicht zuletzt die Malerei der franz. Impressionisten — allen voran Manet und Monet — durch die dieser Prozeß in Gang gesetzt wurde. In ihren Bildern erkannte er das Potential, das eine weiterführende Konzentration auf den Eigenwert der bildnerischen Mittel, vor allem der Farbe, bereit hielt. Von nun an nahm H. eine regelmäßige pädagogische Tätigkeit auf, deren erste Station die mit Ludwig Dill, Artur Langhammer und Fritz v. Uhde 1888 ins Leben gerufene Schule von »Neu-Dachau« war. Es folgte seine Beteiligung an der Gründung der Münchner Sezession (1892); der Eintritt in die »Vereinigung bildender Künstler Österreichs« (1899), deren Zeitschrift »ver sacrum« 1901 seinen ersten theoretischen Aufsatz veröffentlichte; schließlich seine Berufung auf ein Lehramt an der Stuttgarter Akademie (Ende 1905).

Das malerische Werk H.s weist eine ungewöhnlich weitgespannte Entwicklung auf; zugleich spiegelt es paradigmatisch den Weg der Malerei vom 19. zum 20. Jh., der von H. nicht nach-, sondern auf eine höchst eigenständige Weise mitvollzogen wurde. Er darf für sich in Anspruch nehmen, als Mitbegründer der ungegenständlichen Kunst in Deutschland angesehen zu werden. Seine Untersuchungen galten vornehmlich der Bedeutung der Farbe als ge-